

**Rede von Michael Köhlmeier,
Schriftsteller,
anlässlich der Enthüllung des Mahnmals
an die Bücherverbrennung
30. April 2018, Residenzplatz**



Sehr geehrte Damen und Herren!

Der Schriftsteller stellt sich vor, was sein könnte. Er imaginiert. Das tut jeder Mensch. Der Schriftsteller tut es in einem Buch, damit seine Vorstellungen in die Welt hinausgehen, und er tut es beruflich. Es ist sein Beruf, und manchmal ist es seine Berufung. Jedes Buch ist ein Blick in den Kopf eines Menschen, und dort lebt und webt eine ganze Welt. Wenn ein Mensch stirbt, stirbt eine ganze Welt. Und wenn niemand da ist, der an diesen Menschen erinnert, dann ist es, als ob er ein zweites Mal stirbt. Bücher sind dazu da, um uns beim Erinnern zu helfen. Ich möchte an dem Tag, an dem wir uns an die Verbrennung von Büchern erinnern sollen, an ein Kind erinnern.

Elfriede Frischmann wurde am 10. November 1933 geboren. Bis zu ihrem sechsten Lebensjahr lebte sie mit ihren Eltern Geza und Ella Frischmann in St. Pölten in der Franziskanergasse. Bald übersiedelte die Familie nach Wien in den 1. Bezirk, in die Dorotheergasse 6/13. Am 26. Jänner 1942 wurden Elfriede und ihre Eltern nach Riga deportiert und kurz nach der Ankunft ermordet. Elfriede Frischmann hat neun Jahre gelebt.

Mehr weiß ich nicht über dieses Kind. Von den Eltern weiß ich nur die Namen. Elfriede ist siebzehn Jahre jünger als meine Mutter und elf Jahre jünger als mein Vater. Mein Vater wurde zweiundsechzig Jahre alt, meine Mutter zweiundsiebzig. Sie hatten kein abenteuerliches Leben, aber ein gutes Leben. Sie konnten zusehen, wie Hoffnungen erfüllt wurden, wie Illusionen sich in Luft auflösten. Wenn man ihr Lachen und ihr Weinen messen könnte, würden sie Wochen füllen, vielleicht Monate. Sie hatten Zeit, über so vieles zu staunen, und konnten ihr Staunen an meine Schwester und mich weitergeben. Sie hatten genügend Zeit, um etwas Böses zu tun, und hatten genügend Zeit, um sich dafür zu entschuldigen und es wieder gut zu machen. Sie hatten genügend Gelegenheit, Gutes zu tun, und sie haben die Gelegenheit genützt. Elfriede Frischmann hat nur neun Jahre gelebt. Und alles, was ich über sie weiß, ist in sieben Zeilen gesagt.

Es gibt ein Bild von Elfriede Frischmann, ein einziges Bild, eine Fotografie. Das Mädchen schaut mir direkt in die Augen. Ich denke, es ist auf dem Bild nicht älter als vier Jahre. Die

kleine Elfriede weiß nicht, dass ein Bild von ihr gemacht wird. Vielleicht hat ihr Vater, vielleicht hat ihre Mutter zu ihr gesagt: „Und nun, Elfriede, halte still, schau uns an und halte still.“ Ihr Mündchen ist ein wenig offen, sie staunt, ist neugierig und will gehorchen. Ein rundes Gesichtchen hat sie. Die Haare sind auf der Stirn zu einem Pony geschnitten. Sie trägt ein ärmelloses Kleid mit Blumenmuster. Das Foto ist wohl im Sommer gemacht worden. Die molligen Ärmchen hält sie verschränkt. Dann sagt die Mutter oder der Vater: „Das hast du gut gemacht, Elfriede, sehr gut hast du das gemacht.“ Und sie läuft auf die beiden zu und lacht und kichert, weil sie ihr Vater am Rücken kitzelt. Nach einer kleinen Zeit holen die Mutter oder der Vater das Bild beim Fotografen ab und zeigen es ihrem Töchterchen. „Das bist du, schau doch, Elfriede.“ Und das Mädchen schüttelt den Kopf. Sie weiß ja nicht, wie sie aussieht. Es interessiert sie doch nicht, wie sie aussieht. Oder doch?

Im Talmud und im Koran heißt es in ähnlichem Wortlaut: „Wer einen Menschen tötet, für den soll es sein, als habe er die ganze Menschheit getötet. Und wer einen Menschen rettet, für den soll es sein, als habe er die ganze Welt gerettet.“

Nach dem 20. Jahrhundert ist uns kein Begriff des Bösen mehr geblieben, erst recht nicht eine archetypische böse Figur. Mephisto hat jeden Schrecken verloren, die Ungeheuer an den mittelalterlichen Kathedralen ebenso. Es ist uns keine unheimliche Vision geblieben, der wir entgentreten könnten als etwas Fremdem, dem die Verworfenheit im Gesicht abzulesen ist, etwas Fremdem, das anders aussieht als wir. Selbst die schrecklichen Aliens aus den Werkstätten von Hollywood haben uns nie wirklich erschrecken können und waren doch erfunden worden, um den Schrecken mit dem Schrecken zu beschwichtigen. Wir sind begriffslos, seit wir das Böse nicht mehr von dem unterscheiden können, das uns ansieht, wenn wir in den Spiegel schauen. Im Gesicht von Adolf Eichmann ist nur Harmlosigkeit auszumachen, nichts als langweilige, humorlose Harmlosigkeit. Nun wissen wir es fest: Das Böse ist banal, wie Hannah Arendt schrieb. Aber diese Erkenntnis entsetzte uns nicht so sehr wie jene, die uns zugleich erreichte, nämlich, dass wir es immer schon wussten. Die Teufel, die wir erfunden hatten, dienten tatsächlich der Beschwichtigung und der Ablenkung. Die Teufel, die uns in der Literatur, in Märchen und Sagen begegnen, diese luziden Ungeheuer, sie wären angesichts des banalen Bösen nicht weniger erschrocken als wir einst vor ihnen.

Dies waren lange Zeit meine Gedanken, nachdem mir mein Vater das Buch *Der gelbe Stern* gegeben hatte. Zum ersten Mal sah ich Bilder von der Shoah. Ich war fünfzehn. Die Bilder der Halden von Leichen, die mit dem Caterpillar in Massengräber geschoben wurden, mochte ich nicht anschauen, ich ertrug es nicht, sie anzuschauen; und die Bilder der Überlebenden, ausgemergelt und verzerrt bis ins Monströse, auch diese Bilder mochte ich nicht ansehen, ich ertrug es nicht. Sie waren Helden, allein, weil sie Opfer waren. So, dachte ich, sehen die Helden unserer Zeit aus. Über mich wusste ich, dass ich kein Held bin.

Mit den Opfern konnte ich mich nicht identifizieren. Ihr Leid war zu groß für mich. Also suchte ich in den Gesichtern der Täter, der Lageraufseher- und -aufseherinnen, im Gesicht von Rudolf Höss, der konzentriert über Kopfhörer seinem Prozess lauscht, im Gesicht von Heinrich Himmler. Aber was suchte ich? Es waren verbitterte Gesichter, hämische Gesichter, böse Gesichter, und es waren harmlose Gesichter. Nichts in diesen Gesichtern wies über das Menschliche hinaus. Ich wusste, wenn ich verbittert war, wenn ich hämische Gedanken hegte, wenn ich auf jemanden böse war, würde mein Gesicht nicht anders aussehen. Das Ungeheuerliche, Unvergleichliche hatte in den Gesichtern dieser Menschen keine tiefen Spuren hinterlassen. Dorian Gray im gleichnamigen Roman von Oscar Wilde behält sein reines Gesicht, während sein gemaltes Portrait alle Spuren des Bösen, das er begeht, aufweist; und das Böse, das er begeht, ist doch nur ein Bisschen im Vergleich zu...

Und dann hörte ich auf, mich mit den Tätern zu beschäftigen. Schwarze Heldenverehrung wollte ich nicht betreiben. Aber wie sollte ich mich erinnern an jene, die ausgelöscht wurden? Was sind das für Zeiten, wo die Erinnerung an einen Menschen ersetzt werden muss durch die Imagination, wo die Frage „Wer war er?“ ersetzt werden muss durch die Frage „Wer hätte er sein können, wenn nicht...?“

Wer hätte Elfriede Frischmann sein können?

Elfriede Frischmann ist neun Jahre alt geworden. Zu ihrem zehnten Geburtstag hätte sie vielleicht ein kleines Fest gegeben und ihre neue Mitschülerin eingeladen, die erst vor kurzem mit ihren Eltern vom Land in die Stadt gezogen war. „Lade sie doch ein“, hätte vielleicht ihre Mutter oder ihr Vater gesagt. „Sie hat keine Freundin, und du hast selber gesagt, dass sie nett ist.“ Und dann hat das Mädchen vom Land, das sich vor nichts zu fürchten braucht, weil sich in der Welt, die der Schriftsteller imaginiert, niemand vor niemandem fürchten muss, dann hat dieses Mädchen einen Kuchen mitgebracht, den seine Mutter gebacken hat, weil sie sich wünscht, dass ihr Kind eine Freundin findet. Immer fürchtet man sich.

Vor irgendetwas fürchtet man sich immer. Und ganz kann auch der Erzähler die Furcht nicht aus der Welt hinauserzählen. Aber am zehnten Geburtstag von Elfriede sitzt eine Schar Kinder um den Tisch in der Dorotheergasse 6/13 im 1. Wiener Gemeindebezirk, der Kuchen wird angeschnitten, die Stücke werden verteilt, und keines der Kinder hat in diesem Moment Grund, den Tod zu fürchten – dafür steht der Erzähler mit seinem Wort. Und wenn er die Macht hätte zu zaubern, er würde einen Moment an den nächsten knüpfen, bis dreiundsiebzig Jahre vergangen und die Geschichte und die Geschichten beim heutigen Tag angekommen wären, und Elfriede Frischmann eine alte Frau geworden wäre, die unter uns säße und viel zu erzählen hätte, von ihren Hoffnungen und Illusionen, von manchem Bösen, das sie getan und wieder gut gemacht, und von den Gelegenheiten, Gutes zu tun, die sie

ergriffen hatte. Wenn man ihr Lachen und ihr Weinen messen könnte, würden sie Wochen, vielleicht Monate füllen. Und vielleicht wäre es gar nicht wichtig, ob mehr Lachen oder mehr Weinen gewesen ist, denn beides gehört ja zum Leben. Und wie gemütlich und zugleich weise wäre es doch, diese Binsenwahrheit aussprechen zu dürfen nach einer langen Zeit, in der keine böse Gewalt diesem Menschen etwas anhaben konnte.

Wo nicht erzählt wird, wird vergessen. Wer das Erzählen aufgibt, begeht Selbstausslöschung. Und wer das Erzählte, das Erdichtete, das Buch, verbrennt, der will auch noch das Gedächtnis an den löschen, den er bereits ausgelöscht hat. Hat Elfriede Frischmann nicht Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Wenn man sie sticht, blutet sie nicht? Wenn man sie kitzelt, lacht sie nicht?

Jedes Wort ist zugleich ein Zuwenig und ein Zuviel. Aber wir haben nur Worte, Worte, Worte.

Dieser Text wurde erstveröffentlicht in: MICHAEL KÖHLMEIER, *Erwarten Sie nicht, dass ich mich dumm stelle. Reden gegen das Vergessen. Mit einem Nachwort von Hanno Loewy, München 2018, S. 11–17.*